



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kaiser Karl V.

Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches

Brandi, Karl

München, 1942

Papst und Kaiser. Der Reichstag zu Speyer 1544

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71753](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71753)

lichkeit geachtet, nahm teil an der Winterkampagne bis nach Cambrai und kehrte dann heim — freilich mit dem Danaergeschenk einer kaiserlichen Vermittlung zwischen dem Herzog von Braunschweig, den er am Hof persönlich traf, und den Häuptern des Schmalkaldischen Bundes. Besser konnte man ihn nicht von den Seinigen fernhalten und seine weitere Verwendung im Dienste des Kaisers einleiten.

Über den Kanal aber ging Ferrante Gonzaga, um mit den Engländern, die bisher nur schüchtern von Calais aus angefeht hatten, den weiteren Kriegsplan vorzubereiten.

Papst und Kaiser. Der Reichstag zu Speyer 1544

Schon in den ersten Tagen des Januar machte sich der Kaiser wieder auf den Weg über Aachen an den Rhein, um den längst angekündigten Reichstag in Speyer seinem Versprechen gemäß persönlich zu besuchen. Eine Verlegung nach Köln wäre ihm lieb gewesen, doch stellte er den eigenen Wunsch zurück hinter dem Bedürfnis, Ferdinand und den Ständen entgegenzukommen. Denn sein nächstes Ziel war offenbar, die deutschen Fürsten gegen Frankreich zu gewinnen. Da nun kein Zweifel darüber besteht, daß er seit 1541 ernstlich daran dachte, gegen die Protestanten nötigenfalls mit Gewalt vorzugehen, erhebt sich die gewichtige Frage, wie weit das bald sehr schroffe Auftreten gegen die römische Kurie und das befremdende Eingehen auf die Forderungen der Protestanten seiner wirklichen Meinung entsprachen oder nur Mittel der Betäubung und Irreführung der Schmalkaldischen gewesen sind. Auffallend genug war beides. Wir werden die Vorgänge auch unter diesem Gesichtspunkte aufmerksam verfolgen.

Der kaiserliche Gesandte in Rom hatte mit seinem Drängen auf eine Erklärung des Papstes gegen Frankreich kein anderes Ergebnis als die Entsendung des Kardinallegaten Alessandro Farnese gleichzeitig an den kaiserlichen und an den französischen Hof. Für Deutschland sollte ihm der Nuntius Sfondrato zur Seite stehen, ein Cremonese, verwitwet, der Vater des späteren Papstes Gregor XIV, früher auch einmal in kaiserlichen Diensten zu Siena. Darauf besann sich der Kaiser, als er ihm durch Farnese vorgestellt wurde: „Ihr waret mir ein wackerer Diener, falls Euer Kleid Euch nicht gewandelt hat.“ Das Mißtrauen des Kaisers erscheint verlegend, wurde auch so empfunden, aber es war berechtigter, als er selbst noch mußte. Denn diese Mission Sfondratos lag keineswegs im Interesse des Kaisers.

Wir kennen die Instruktion des Nuntius an die deutschen Fürsten, von denen der einige persönlich aussuchen sollte. Sie bezweckte nichts Geringeres, als dem Kaiser in den Arm zu fallen, die deutschen Fürsten zur Intervention zwischen dem Kaiser und Frankreich aufzurufen, wie vor zwanzig Jahren. Das wäre an sich für die bayrische Politik wohl tragbar gewesen, aber gegenüber dem Nuntius besannen sich die Herzöge doch auf ihre Stellung zum Reichsoberhaupt und entschuldigten sich damit. Der Kurfürst von Brandenburg kehrte sogar den Spieß um und verlangte vom Papst, daß er dem türkenbündlerischen Könige von Frankreich endlich den Ehrentitel des „Allerchristlichsten“ entziehe.

Farnese aber hatte den undankbaren Auftrag, wieder einmal Frieden zu stiften mit verbrauchten Mitteln, wie dem Vorschlage einer Abtretung Mailands oder wenigstens Savoyens durch das Reich. Beides mit dem besonderen Anerbieten, daß der König von Frankreich für den Herzog von Orléans anderweitig sorgen und den Kaiser auch von dem Anspruch auf Navarra entlasten werde. Das konnte sich wohl kaum auf die am französischen Hof erwogene Heirat des Herzogs mit der Jeanne d'Albret beziehen. Dazu bedurfte es außerdem, wie der Kaiser bemerkte, erst noch einer Ehescheidung. Oder handelte es sich um eine Anspielung auf die von den Farnese so sehr gewünschte Verbindung zwischen dem Herzog und der Vittoria Farnese, deren Förderung nach einem vertraulichen Briefe des Kardinals Gonzaga die eigentliche Aufgabe der Legation Alessandros in Frankreich gewesen war?

Granvelles Schwager, Bonvalot, dessen außenpolitische Fähigkeiten ja der Kaiser besonders schätzte, hatte vertrauliche Nachrichten vom französischen Hof, zum Teil von der Königin Eleonore selbst, und wußte, daß in Frankreich lebhafteste Abneigung bestand gegen diese neue Mesalliance mit einer Papstnichte. Das königliche Blut habe an einer Medici genug, sagten die Leute. Aber welcher Abgrund gieriger Familienpolitik des alten Papstes tut sich auf, wenn er es wagte, sein hohes Amt zu einer solchen Mission so feierlich zu mißbrauchen; wenn er dem umworbenen französischen Königshause als ersten Liebesdienst zudachte, ihm angesichts des drohenden Angriffs vom Kaiser und von England mit der Autorität des Stellvertreters Christi einen Frieden auf Kosten des Kaisers zu bescheren. Und mit wie schlechtem Gewissen mag der Kardinalnepot, der doch um alles wußte, vor den Kaiser getreten sein!

Der Kaiser war äußerst erregt. Er hatte den Legaten am 20. Januar in Kreuznach durch Granvelle und seinen spanischen Sekretär Idiaquez begrüßen lassen. Am nächsten Tage empfing er ihn in Audienz; anfangs mit großer Selbstbeherrschung. Er antwortete auf die Werbung in längerer Zwiessprache,

stellte einiges richtig, wie etwa den Sinn seiner Angebote der Übertragung Mailands oder der Niederlande an einen Sohn des Königs mit einer Infantin oder einer Erzherzogin, was keinerlei Anerkennung irgendwelcher französischer Rechte, sondern nur seinen Friedenswillen bekunden sollte. Oder, daß es ihn verleze, vom Papst fortgesetzt auf gleicher Stufe mit dem Türkenfreunde Frankreich behandelt zu werden; daß er über Abtretung Sienas nicht verhandle und anderes. Zwischendurch enthielt er sich nicht zu sagen, von gewissen Dingen zu reden sei überflüssig, da man wisse, wie eigensinnig der Papst an vorgefaßten Meinungen festhalte.

Der Kardinal zeigte sich betroffen und enttäuscht und beteuerte seine und Seiner Heiligkeit gute Gesinnung für den Kaiser. Da unterbrach ihn der Kaiser sehr heftig mit dem Hinweis auf alles das, was das Haus Farnese ihm verdanke. „Monsignore, Sie erhielten von uns das Erzbistum Monreale, Ihr Vater Novara, Ottavio unsere Tochter mit 20 000 Dukaten Einkommen. Zwei Freunde, Urbino und Colonna, habe ich Seiner Heiligkeit geopfert — und nun muß ich es erleben, daß der Stellvertreter Christi sich dem Könige von Frankreich oder vielmehr dem Türken anschließt! Er möge sich vorsehen, daß es ihm nicht geht, wie einstens Clemens VII!“ Der Kaiser drohte, er werde auf dem Reichstage die Reform der Kirche selbst in die Hand nehmen und die Mißbräuche abstellen. Solche Töne waren einst aus der Umgebung Gattinaras erklingen. Jetzt kamen sie von den Lippen des Kaisers selbst. Hieß es nicht bei aller Reverenz ähnlich auch in dem Testament für Philipp?

Die schriftliche Antwort des Kaisers, obwohl man Farnese bei der letzten Redaktion mitwirken ließ, war so scharf, daß der Papst sie im Konsistorium nicht vorzulegen wagte. Juan de Vega, der vom Kaiser einen eingehenden Bericht erhielt, verbreitete Abschriften. Auch in Deutschland wußte man von dem ungnädigen Abschied des Legaten. Granvelle hatte ihm noch einmal mit aller Deutlichkeit die Wahrheit gesagt über alle Sünden des Königs von Frankreich, seine gehäuften Vertragsbrüche, seinen Einfall in Savoyen, seine offene Förderung der Lutheraner, sein Bündnis mit den Türken, seine Gefangennahme des Erzbischofs von Valencia, der nur durch Geschenke an seine Freundin, die Frau von Stampes, wieder freigegeben sei, seine Intrigen in Italien — alles dieses gedeckt durch den Papst, für den es von rechtswegen keine andere Pflicht geben sollte, als sich offen mit dem Kaiser zu verbinden.

Der Papst war davon weit entfernt. Aber in Deutschland durchbrach um so sicherer immer wieder der Glaube an den Kaiser das eingewurzelte Mißtrauen wie die gebotene Vorsicht. Selbst Luther schrieb noch am 8. März 1544 an

Amsdorf: „Das Neueste ist das Bündnis von Papst, Franzosen und Türken wider den Kaiser.“

Daß der Legat vor Beginn des Reichstages heimkehrte, entsprach durchaus dem Wunsch des Kaisers, der es seinem Bruder schrieb, aber auch Farnese selbst ins Gesicht gesagt hatte, päpstliche Legaten pflegten auf den Reichstagen die Verhandlungen nur zu erschweren. Erst recht hielt er natürlich die französische Botschaft vom Reichstag fern; der englische Bundesgenosse war durch den Gesandten Wotton vertreten; den Franzosen versagte der Kaiser die Pässe. Sie mußten sich mit einer schriftlichen Botschaft behelfen, und diese erging sich denn auch um so breiter in den schönsten Redensarten von alter Stammesverwandtschaft und in den sadenscheinigsten Entschuldigungen wegen des Türkenbündnisses ihres Herrn. Selbst Abraham, David, Salomo und viele Kaiser, wie Friedrich II, hätten Bündnisse mit den Ungläubigen geschlossen. Gegen Angriffe werde der König die Deutschen schützen, sobald der Kaiser ihm das „Seinige“ zurückgegeben habe. Freilich dürfe man die Türken nicht reizen, wie es der Kaiser durch Wegnahme von Tunis getan habe — als wenn die Barbaren von Afrika nur als friedliche Naturfreunde die Küsten von Spanien, Neapel, Sizilien und Mallorca heimzusuchen pflegten! Eben damals schleppte Barbarossa wieder anderthalbtausend Sklaven davon.

Die deutschen Fürsten ließen sich denn auch keinen Eindruck mehr machen.

Ebensowenig der König von Dänemark, der im beiderseitigen Interesse der Schifffahrt und des Verkehrs den Weg zurück fand von Frankreich und Osee zu dem kaiserlichen Herrn der Niederlande, der ihn im Speyerischen Vertrag anerkannte, während Sfondrato den Pfalzgrafen weiter gegen ihn heizen sollte. Auf die Schmalkaldischen wirkte es vollends überzeugend, daß ihnen der Reichsvizekanzler Navas französische Briefe vorlegen konnte, wonach der König gegen „Rückgabe“ Mailands bereit gewesen wäre, den Kaiser gegen sie zu unterstützen.

Trotz so vieler günstigen Bedingungen gestaltete sich die Durchführung des Reichstags dennoch zu einer schweren Geduldsprobe.

Zunächst dauerte es Wochen, bis die Stände in Speyer erschienen. Als die Häupter des Schmalkaldischen Bundes, der Landgraf am 8. Februar, der Kurfürst von Sachsen am 18. endlich in Person eintrafen, wartete der Kaiser schon wochenlang in höchster Spannung, da ihm wie 1541 in Regensburg kostbare Monate ungenutzt zu zerrinnen drohten. Die Proposition verlangte Türkenhilfe und Unterstützung des Kaisers gegen Frankreich. Diese Forderung trat zum ersten Male auf; sie fand überraschende Zustimmung.

Jedoch von seiten der Protestanten nur unter der Voraussetzung von Zusicherungen in bezug auf „Friede und Recht“, wie sie die Altkirchlichen nicht zu geben gewillt waren. Der Kaiser verlangte den Vortritt für die Beratungen über die Hilfen, stieß aber auf Schwierigkeiten und machte den Vorschlag, daß man in diese Beratungen wenigstens unverbindlich eintrete. Auch das lehnten die Protestanten zunächst ab; zumal sie wegen der alten Zerwürfnisse der Städteboten mit den Fürsten alle Städte auf ihrer Seite wußten. Aber gerade die Führer, Sachsen und Hessen, neigten zum Einlenken; teils wegen der braunschweigischen Sache, die sie allein traf, teils nach den Verträgen der letzten Jahre, den Erfolgen des Kaisers gegen Cleve und dem Wettbewerb mit Herzog Moriz. Noch hielten die Städte, aus Besorgnis für ihren Handel, und die rheinischen Kurfürsten, die das Kriegsfeuer nicht gern allzu nahe hatten, zurück. Alle hofften auch mit einer bloßen Erklärung gegen Frankreich, ohne große Hilfe, davonzukommen. Da lenkten doch die Kurfürsten ein, und im Fürstenrat ließ sich der Landgraf in fast leidenschaftlicher Rede gegen Frankreich vernehmen. Er predigte einmal so hinreißend den Krieg gegen den Feind Gottes und der Christenheit, daß der junge sehr katholische Bischof von Augsburg, Otto Truchseß von Waldburg, äußerte, der Heilige Geist selber scheine den Landgrafen inspiriert zu haben.

So brachten die im einzelnen überaus schwerflüssigen Verhandlungen von Ende Februar bis zum 4. April dem Kaiser wirklich die stattliche Reichshilfe von 24 000 Knechten und 4000 Reitern auf sechs Monate. Man kann nicht sagen, was wichtiger war, die Bewilligung an sich oder diese offene und einmütige Trennung der Gesamtheit der Reichsstände von Frankreich. Sie machte auch den englischen und venezianischen Gesandten Eindruck. Granvelle war äußerst befriedigt.

Nun aber begannen erst die eigentlichen Schwierigkeiten, weniger in betreff der Aufbringung der Mittel durch Matrikeln oder gemeinen Pfennig, als wegen der Gegenleistung an die Protestanten. Der Kaiser verbot den evangelischen Gottesdienst in der Dominikanerkirche, aber er gab dem Landgrafen den Kreuzgang dafür frei; das tat er doch. So neigte er überall zum Entgegenkommen, soweit er es verantworten zu können glaubte.

Wie früher stritt man über die grundsätzliche Frage einer Ausdehnung kaiserlicher Deklarationen auf neu hinzutretende Anhänger der Augsburgischen Konfession. Granvelle bekämpfte sie leidenschaftlich und in den heftigsten Ausdrücken. Die anfänglichen Erfolge schienen wieder in Frage gestellt, denn alle Bewilligungen waren ja nur bedingt. Da griff der Kaiser zu einem neuen

Mittel. Am 1. Mai ernannte er die ihm ergebenen Kurfürsten Joachim von Brandenburg und Friedrich von der Pfalz (der seinem Bruder Ludwig am 16. März gefolgt war) zusammen mit dem Reichsvizekanzler und dem Kardinalbischof Christoph Madruzzo von Trient zu Vermittlern.

Indessen, die Altkirchlichen zeigten sich jetzt noch schwieriger als die Protestanten, die sich nur nicht wieder mit einer rechtlich minderwertigen Deklaration abspeisen lassen wollten. Der Kaiser durfte sehr weit entgegenkommen, weil er stets seine Zugeständnisse „bis zu dem zukünftigen Konzil“ befristete. Um so wichtiger freilich, wie dieses Konzil gedacht war. Sehr dringend weiser die Besetzung des Reichskammergerichts, weil damit die praktische Rechtsprechung für Jahre bestimmt wurde. Die entgegengesetzten Forderungen beider Konfessionen aber waren unvereinbar.

Der Kaiser drängte und gab am 24. Mai einen letzten Bescheid. Granvelle drohte. Am 28. Mai kam man mit den Unterhändlern zum Schluß; man fand kein anderes Mittel, als im Sinne der Protestanten die kaiserlichen Zusicherungen in den Abschied selbst aufzunehmen, jedoch im Sinne der Altkirchlichen nicht als Beschluß der Reichsstände, sondern aus kaiserlicher Machtvollkommenheit. Sie beschloffen nicht; sie beugten sich.

So kam es am 10. Juni zum Reichstagsabschied, durch den die Stände außer der Franzosenhilfe noch die in den Reichskreisen aufzubringende „beständige, tapfere Defensivhilfe“ beschloffen, um damit „die beschwerten Christen, Land und Leute von der viehischen Gewalt des Türken zu erretten“. Der Abschied beklagte beweglich den Zwiespalt in der Religion und nahm zur Abhilfe bis zu einem „gemeinen christlichen freien Konzil in deutscher Nation“ „eine christliche Reformation“, auf einem neuen Reichstag zu beschließen. Bis dahin bestimmte der Kaiser „aus unserer kaiserlichen Majestät Machtvollkommenheit, daß hinfüro in der Religion- und Glaubenssachen, auch keiner anderen Ursachen halber, niemand den andern befehlen, bekriegen, überziehen solle, sondern jeder den andern mit rechter Freundschaft und christlicher Liebe meinen“, „kein Stand dem andern seine Untertanen abpraktizieren oder in Schuß nehmen“, auch den nicht reichsunmittelbaren „Geistlichen ihre Renten, Zinse und Einkommen, deren sie zur Zeit des Regensburgischen Abschieds in Posses gewesen“ nicht vorenthalten, nur daß davon die „Ministeria der Kirchen, Pfarren und Schulen, auch Almosen und Hospitäler unterhalten würden, ohngeachtet wes Religion die seien“. Endlich, daß die Prozesse am Reichskammergericht gegen die Augsburgischen Konfessionsverwandten weiter suspendiert sein und bis zum nächsten Reichstag Unterhalt und Besetzung

des Gerichts mit tüchtigen Beisitzern vorbereitet werden sollten, wiederum „unangesehen, welches Teils Religion die seyen“.

Nicht so sehr in den ja durch das Konzil befristeten Zugeständnissen des Friedens und der Nutzung geistlicher Güter, als in der für den nächsten Reichstag ins Auge gefaßten christlichen Reformation und in der Parität „beider Religionen“ war in der Tat der streng katholische Standpunkt durch den Kaiser aufgegeben. Aber hatte er sich damit wesentlich von der Linie entfernt, die er seit Jahren innegehalten hatte? Seine Regierung glaubte 1524 die damals geplante Nationalversammlung verbieten zu müssen; aber unter anderen Umständen hatte er sie selbst erwogen. Und war er in der Instruktion für Held und in den Drohungen gegen Farnese nicht schon mindestens so weit gegangen wie jetzt?

Kein Wunder, daß die römische Kurie sich entrüstete. Am 24. August erging das berühmte Tadelsschreiben gegen diesen Reichstagsabschied, das den Plan der Nationalversammlung, den Gedanken einer kaiserlichen Interimsregelung und die Preisgabe der Kirchengüter als Eingriffe in die geistlichen Rechte auf das schärfste verurteilte. Dem Kaiser rückte das höchst salbungsvolle päpstliche Breve seine Vorgänger Konstantin und Karl den Großen als rühmliche Vorbilder vor Augen (in deren Bahnen Karl V in Wahrheit durchaus blieb) und beschwor ihn, nicht den gottlosen Nero, Domitian, Heinrich IV und Friedrich II zu folgen; sonst werde es ihm und seinen Reichen gehen, wie den Juden und Griechen, über die Gottes Strafgericht hereingebrochen sei.

Die Stimmungen und Ereignisse der Jahre 1526 und 1527 schienen wiederzukehren. Damals traten die Sekretäre Gattinaras als Publizisten gegen das Papsttum in die Schranken. Jetzt waren es Luther und Calvin, die des Kaisers Verteidigung übernahmen. Die geschulte Dialektik Calvins hielt dem Papste einen blanken Spiegel hin und zeigte ihm schonungslos die historischen und moralischen Schwächen des Breve. Gröber griff Luther zu, den der Kanzler Brück zunächst zurückhalten wollte, mit der „Baumart zuzuhauen“. Aber es gehörte nun einmal zu dem Übermaß verhängnisvoll glücklicher Fügungen im Leben des Kaisers, daß er Hilfe fand, die er nicht gerufen hatte, vielmehr innerlich verwarf. Seinerseits ließ er dem Papste sagen, Inhalt und Form des Breve beträfen zu sehr seine Würde und sein Ansehen, als daß er es angemessen finde, darauf einzugehen.